

von Flüchtlingen durch unseren Ort, füllten unsere Gehöfte, unsere Scheunen, Stallungen mit ihrer Habe und ihrem Vieh, — bald ging auch unser Militär zurück, — wir mußten schließlich auf Befehl unseres Militärs den Ort räumen, — und hinaus ging's wieder aus der Heimat in viel größere Not als das erstemal im August.

Und als ich nun wiederkehrte nach der großen Winterschlacht im Februar, ach, da war's ein viel schlimmeres Bild, das ich dort sah. Unsere Kirche im Innern ganz verwüstet, alle Bänke zerschlagen, vor dem Altar eine neue Wand gebaut, unser Gotteshaus zur griechisch-katholischen Kirche gemacht, — die schöne Orgel ganz vernichtet. Aus den Häusern aller Hausrat vollständig beseitigt, wahrscheinlich nach Rußland gebracht oder verbrannt. Von mehreren Ställen der Dachstuhl ganz abgebrochen, das Holz zu den Unterständen verwandt, die sich vom Pfarrhaus aus 1 Kilometer weit vor dem Ort hinzogen. Als Zeichen höchster russischer Kultur wieder ein Mann erschossen, ein 83 jähriger Ortsarmer. Und alles ringsum so öde, so einsam! Schließlich das Verbot, länger dort zu bleiben. So leb' denn wohl, liebe Heimat, auf Wiedersehen in besseren Zeiten!

Kriegserlebnisse

des Pfarrers Gauer, Kraupischken, Kreis Ragnit.

Das Kirchspiel Kraupischken umfaßt 68 Gemeinde- und Gutsbezirke und zählt etwa 7100 Seelen, wovon ein Teil litauisch spricht. Es schließt nach Südosten den Kreis Ragnit ab und grenzt an die Kreise Pillkallen und Insterburg. Das fruchtbare Gelände wird zu einem großen Teil vom Insterfluß durchzogen. Die im landwirtschaftlichen Betriebe recht rührige Bevölkerung wurde natürlich unliebsam aus ihrem gewohnten Geleise friedlich-heimischer Beschäftigung aufgestört, als gleich in den ersten Tagen nach der Mobilmachung das Schreckge-

spenst der Kosakenhorden an der Grenze — in einer Entfernung von etwa 40 Kilometer — sich bemerkbar machte. Wenn auch die meisten Bewohner den ersten, teilweise übertriebenen Nachrichten von dem Erscheinen der gefährlichen Eindringlinge keine große Bedeutung beilegten, so erhöhte sich doch das Gefühl der Unsicherheit von Tage zu Tage um so mehr, als etliche wohlhabendere Bewohner im schleunigsten Tempo ihr Heim verließen, um den drohenden Gefahren lieber zu früh als zu spät aus dem Wege zu gehen. Daß der Hirte zu seiner Herde gehöre und bei ihr ausharre, war ein selbstverständliches Gebot. Die schwüle Stimmung banger Erwartung der kommenden Tage nahm erheblich zu, als die langen, hoch aufgepackten und oft ein eigentümliches Aussehen gewährenden Wagen mit verängstigten Flüchtlingen aus angrenzenden oder noch weiter östwärts gelegenen Kirchspielen (Mallwischken, Lasdehnen, Schorellen, Stadt Püllfallen) unsere Gegend zu durchziehen begannen; zusehends wuchs die Spannung der Gemüter, und ein in höchster Eile flüchtender, seine einzige Ruh mit sich führender Lehrer erwiderte auf die Frage, ob es denn wirklich schon so nötig wäre, davonzulaufen: „Übermorgen sind die Kosaken auch bei euch!“ — — Der Mann hatte Recht. Raum hatte ich einem Amtsbruder und einem Königl. Forstmeister mit ihren Familien und Leuten in meinem Hause vorübergehendes Obdach gewährt, als auch schon der Anmarsch unserer Truppen auf einen unmittelbar bevorstehenden Zusammenstoß mit dem Feinde hindeutete. Am Mittwoch, 19. August 1914, kam es zum Gefecht bei Kraupischken. Die Ortschaften Matterninken, Meschken, Kauschen, Opehlischken und Groß Püllfallen (3 bis 5 Kilometer entfernt) wurden hauptsächlich der Schauplatz des Gefechtes. Dabei brannten etwa 40 Wohn- und Wirtschaftsgebäude nieder, viele andere erlitten erhebliche Beschädigungen durch Geschosse. Nach Kraupischken selbst gelangten feindliche Granaten und Schrapnell, ohne jedoch größeren Schaden anzurichten. Das gerade eine Woche vor Ausbruch des Krieges eingeweihte hiesige neue Kaiser Wilhelm-Krankenhaus, ein stattlicher, kostspieliger Bau mit vollendeter Einrichtung, wurde,

obwohl die Rotekreuzflagge weithin sichtbar wehte, beschossen, als die ersten Verwundeten dort eingeliefert waren und notwendige Operationen an einigen von ihnen vorgenommen werden mußten. Die Kugeln beschädigten die der feindlichen Aufstellung zugekehrte Außenwand, schlugen sogar durch die Fenster einiger Krankenzimmer. Auch in nächster Nähe des Pfarrhauses und der Kirche waren Granaten niedergegangen, zum Glück Blindgänger. Es war natürlich, daß der größte Teil der Bevölkerung besonders am Gefechtsstage selbst oder einen Tag vorher ein Stück weiter fuhr in der Richtung Szillen-Skaisgirren oder Szillen-Jurgaitschen, eine schier unübersehbare Wagenflut; sie alle suchten Sicherheit und Rast, und jeder hatte die Absicht, nach Abweisung des feindlichen Ansturms wieder heimzukehren. Uns war alles noch so neu, wir waren etwas naiv in der Auffassung dessen, was der Krieg an Gefahr für Leben, Freiheit und Habe mit sich bringt, während wir doch darauf gefaßt sein mußten, kein Haus und Heim mehr vorzufinden. Schon am zweiten Tage nach dem Gefecht kehrte ich mit meiner Familie und vielen, die sich uns angeschlossen hatten, heim und siehe! Kraupischken stand unverfehrt, die Gerüchte hatten es bereits zum Trümmerhaufen gemacht, — wie freuten wir uns! Aber wir kamen gerade zur rechten Zeit, um die Russen, denen aus strategischen Gründen ein freies Durchzugsfeld durch unsre Gegend gewährt werden mußte, zu empfangen; der Einzug des Feindes fand am Sonntag, 23. August, gegen Mittag statt. Die am Tage vorher eingetretene veränderte Kriegslage brachte es mit sich, daß eine Brücke gesprengt, auch der größte Teil der am Gefechtsstage im hiesigen Nothlazarett eingelieferten Verwundeten — ungefähr 150 — mit möglichster Beschleunigung in andere Lazarette überführt wurden. In der Kirche und Turnhalle lagen 24 Gefallene, deren Beerdigung bis zum Sonntag noch nicht hatte stattfinden können. So war ich genötigt, den Sonntagsgottesdienst vor der Kirche auf dem Kirchenplatz abzuhalten. Diese Stunde bleibt mir unvergeßlich, nur eine kleine Gemeinde hatte sich eingefunden, aber in selten ernster Stimmung und mit gepreßtem Herzen, um Him-

melzbrot für die Kriegsnot sich zu erbitten, während der Feind in stundenlangem Aufmarsch dem Kirchort sich näherte. Ein eigenartiges Gefühl beschlich uns dann, als wir zusehen mußten, wie unter wuchtigen Arthieben die Telegraphenstangen fielen, die Leitungsdrähte zerschnitten, die Postkasten gewaltsam entleert, das Postamt geplündert wurden, während die Kavalleriemassen in nicht endenwollendem Zuge in unsern Ort einzogen. Bald wurden die Geschäftshäuser und Uhrenläden einer gründlichen Durchsicht unterzogen und mit vollendeter Rücksichtslosigkeit ausgeplündert, es gab da so viele verlockende Kostbarkeiten, die so leicht den Weg in die Taschen fanden, die Requisitionen in der einen überaus großen Vorrat an schönen, abgelagerten Käsen besitzenden Meierei waren ausgiebig, Arthiebe erdröhnten vom Geschäftszimmer der Bank der Ostpreussischen Landschaft, wo ein Sturm auf den Geldschrank gemacht wurde — ohne befriedigenden Erfolg, da die Bestände bis auf einiges Wechselgeld entfernt, dafür aber eingemachte Früchte „hinterlegt“ waren. Sonst war das Verhalten der Russen angemessen, man sah besonders den höheren Offizieren den Ernst der Lage an, sie waren sichtlich erfreut, noch so viele Einwohner am Orte anzutreffen, betonten es auch öfters, wir dürften uns nicht beunruhigen, sie wären doch keine Barbaren und würden uns nichts tun, höchstens hätten wir die zu fürchten, welche nachkämen; damit waren sicher die Kosaken gemeint. Für jede Darreichung von Speise und Trank, deren sie offenbar dringend bedurften, waren sie dankbar. Der Nachmittag brachte der männlichen Bevölkerung eine unerquickliche Überraschung: alle über 14 Jahre alten männlichen Bewohner hätten sich in den Räumen eines Gasthauses einzufinden, und die dort Versammelten hätten für die geringste feindselige Haltung der Einwohnerschaft zu büßen, — falle z. B. ein Schuß von deutscher Seite, so würde das Internierungshaus mit seinen Insassen in die Luft gesprengt werden. Eine beängstigende Aussicht im Hinblick auf die Unkontrollierbarkeit einer Zuwiderhandlung, die gewiß bei keinem vorauszusetzen war, deren Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen blieb. In

den wenigen engen Räumen waren wir nun eingesperrt, nachdem jeder den Posten mit aufgezplantem Bajonett passirt hatte, alle hatten die gleiche Sorge, unsre Frauen und Kinder beunruhigten sich erst recht, daß uns etwas Schlimmes geschehen könnte. Nur einige ganz alte Männer wurden von dieser Maßregel nicht getroffen. Nach einigen Stunden wurde ich aus der Gefangenschaft entlassen, der Oberst mochte nicht den „Pastor“ der Freiheit berauben und entschuldigte sich bei mir, daß ich dort hatte verweilen müssen. Durch meine Fürsprache wirkte ich auch für meinen treuen Präsentor (Organist) dieselbe Vergünstigung, allerdings unter der Bedingung, für ihn Sicherheit zu leisten, was mir ja nicht schwer war. Noch andere der Zurückbleibenden baten mich, auch für sie ein gutes Wort einzulegen, natürlich war eine derartige Verallgemeinerung ausgeschlossen, wenn ich auch für jeden gern Sicherheit hätte leisten mögen. Die Nacht verlief ohne jeden Zwischenfall, morgens wurden alle ihren sorgenvoll auf sie wartenden Lieben wiedergegeben. Die Russen machten sich zum Weitermarsch fertig und überließen uns unserer Hantierung.

Nach meiner Beobachtung sorgten die Russen sehr pietätvoll für ihre Toten. Als ich im Verlauf meines Gesprächs mit dem Oberst bemerkte, daß ich meine Toten, die in der Kirche lagen, beerdigen müsse und auch ein russischer Offizier darunter wäre, wünschte er sogleich, den Kameraden zu sehen, und erklärte, ihren Toten würden sie selbst begraben. In Begleitung des Popen, der mich keines Blickes würdigte, und überhaupt keinen vertrauenerweckenden Eindruck machte, gingen wir in die Kirche, der Oberst überzeugte sich, daß sein Kamerad ebenso gut im Tode behandelt wurde wie unsere Brüder. Es soll öfters der Verdacht aufgekommen sein, als verstümmelten wir die Feinde im Tode (!). Wohl aus Zeitmangel ließ man doch die Leiche zurück, ich brachte sie zugleich mit unseren Gefallenen zur Ruhe. Noch niemals wurden so starke Zumutungen an meine Nerven gestellt wie bei dieser Massenbeerdigung. Die von Pulverdampf geschwärzten, mit mehreren Wunden bedeckten und einen lebhaften Verwesungsgeruch verbreitenden Leichen wurden in ein-

fachster Form auf den $\frac{1}{2}$ Kilometer entfernten Kirchhof gefahren, ohne Geläute der Kirchenglocken, um nicht den Urgwohn des Feindes zu erwecken, als gäben wir unseren Soldaten ein Zeichen, wiewohl solche garnicht vorhanden waren, — dort wurden sie gebettet, natürlich ohne Särge, die doch nicht zu beschaffen waren. Eine vorschriftsmäßige Rakflösung herauf, eine kurze Abschiedsfeier, dann deckte ein langer Erdwall die ersten schmerzlichen Opfer, unter denen auch ein Kraupischer Gemeindeglied war und denen sich im Laufe der folgenden Monate noch so viele zugesellten, meist solche, welche im hiesigen Lazarett ihren schweren Verwundungen erlegen waren, so daß bis jetzt 3 Hügelreihen eine ernste Sprache reden von Kampf und Leid, von Überwinden und seliger Heimkehr in die ewige Heimat, von herzbrechenden Klagen seitens vieler Angehörigen, die auch eine weite Reise nicht scheuten, um den Sohn, Bruder, Chemann oder Vater zu begleiten. Wo die Pflugschar des Leides den Boden des Herzens gelockert hatte, da war gut säen das Wort des Lebens zum Trost den Leidtragenden, auf daß ihre Seele stille würde zu Gott, der da hilft. — Es geschah wohl öfters, daß russische Patrouillen während solcher Begräbnisse in einiger Entfernung Zeugen der schlichten Trauerfeier waren. Fehlte der sonst übliche Salut am Grabe, so gaben einmal besonders nachdrücklich die Russengeschütze ihren Wiederhall an einen Berliner Kameraden als Abschiedssalut ab; von der Deimelinie her tönte gerade um die Stunde der Beerdigung scharfer Schlachtendonner herüber und ließ uns den erhofften Rückzug des Feindes ahnen. Überhaupt hörte fortan das graufige Gedröhne bis zum Eintritt des fluchtartigen Rückzuges nicht auf, den ganzen Tag erzitterte die Luft von harten Schlägen.

Hin- und herziehende Russenabteilungen, völlige Abgeschlossenheit von der Außenwelt, ängstliches Vermeiden der Straße — besonders abends, ein unruhevolles Umherschitzen in dunkeln Zimmern bis in die späte Nacht, sorgenvolles Aufhorchen bei jedem stärkeren Geräusch auf der Straße, das Bewußtsein, bei einem etwaigen siegreichen Vordringen des Feindes als ihm zugehörig betrachtet zu

werden (manche Russen meinten, wir seien eben jetzt auch Russen, sprachen von Ostpreußen als von Neurußland, lobten unseren Ort und namentlich Silsit als die schönste Stadt in Neurußland), und anderseits beim etwaigen Rückzug, wie wir ihn uns doch herzlich wünschten, der Rache des Feindes ausgesetzt zu werden, — all diese Gefühle und Erwägungen legten sich lähmend auf uns. Dazu fast allabendlich starker Feuerschein brennender Gehöfte in weiter Entfernung und am Abend des 8. Sept. die grelle Lohe des brennenden uns benachbarten Kirchdorfs Lengweten, das aus Rache dafür, daß polnisches Diebsgesindel von dem seines Amtes in Zivil waltenden dortigen Gendarm abgefaßt und dingfest gemacht war. Dies Verfahren war nach den Vorschriften des russischen Gouverneurs in Silsit zwar gerechtfertigt, wurde aber als schweres Vergehen aufgefaßt, wofür der Ort, an dem es geschehen, büßen sollte, nachdem der Gendarm der ihm bevorstehenden Bestrafung durch Flucht sich entzogen hatte. So züngelten denn bald aus den Häusern und Gehöften der Reihe nach die Flammen und schossen die Feuergarben in die Luft, — ein graufiger Anblick für mich und die Meinen, die wir von einer Erhöhung die schnelle Zerstörung des lieben Nachbarkirchortes ansahen. Pfarrhaus, Schule, Kirche und noch wenige andere Häuser blieben verschont. Unwillkürlich fragten wir uns: Wann kommt das Ruffengericht auch über uns? — Denn wenn man einen hängen will, findet man auch leicht den Strick. Und dieser schien plötzlich gefunden zu sein, sogar ein doppelt fester Strick, — aus zwei Unfällen hätte großes Unglück über uns kommen können: 1. Die Russen hatten, da die im Lazarett befindlichen Verwundeten, Arzt, Sanitätsmannschaften und Helferinnen, zu denen auch meine Tochter gehörte, sämtlich für kriegsgefangen erklärt waren, einen Posten vor das Krankenhaus gestellt, in der Nacht wurde derselbe durch einen Schuß an der Schulter verletzt, blutend und schreiend drang er ins Lazarett ein, man mußte im ersten Augenblick annehmen, es habe ein Wahnwütiger auf ihn geschossen; durch Vermittlung eines russischen Verwundeten, eines Schneiders aus Kasan, der schon mehrere

Wochen im Lazarett behandelt wurde und sich dort sehr wohl fühlte, auch von allen Insassen Gutes erfuhr, wurde nun der wahre Sachverhalt aufgeklärt: der Posten hatte sich selbst angeschossen, entweder absichtlich — aus Verdruß — oder versehentlich. Unfehlbar wäre an unserm Ort Rache geübt, falls der Mann sich erschossen hätte, dann wäre eben ein Entlastungszeugniß unmöglich gewesen. In vielen Fällen haben die Russen auf ihre Weise kombiniert und für ihr Opfer einen Strick gedreht. Doch der gnädige Gott hat das Unheil abgewendet. 2. An dem kritischen Tage, an dem der Rückzug der Russen in vollem Gange war, geriet Fürst Radzwill, der Flügeladjutant des Zaren in Begleitung eines Generalstabsoffiziers mit seinem Panzerauto in die schon eingangs erwähnte, von unseren Soldaten am 22. August gesprengte Brücke, es ist wie ein Wunder, daß die Insassen außer einem tüchtigen Schreck mit nur äußeren Verletzungen davorkamen, sie fanden sogleich ärztlichen Beistand durch Siltiter Ärzte, die behufs notwendiger Operationen gerade hier angelangt waren. Die Sache wurde untersucht, ein Protokoll aufgenommen und die Frage wegen fehlenden Schutzes vor der Brücke geklärt (russische Pioniere hatten die Brücke wieder herrichten sollen, hatten aber nichts getan), und so kamen die Herren zur Überzeugung, daß kein beabsichtigtes Attentat vorliege. Auch hier wäre ein furchtbarer Strafakt eingetreten, wenn jemand tödlich verunglückt wäre. Wieder ging der Kelch gnädig an uns vorüber, und wir atmeten auf, als dies Geschehnis neuen Eindrücken Platz machte. Erwähnung finde hierbei noch, daß Fürst Radzwill bemerkte: „Wozu dieser Krieg, all meine Verwandten sind in Deutschland usw., — auf Wiedersehen, wenn wir wieder Freunde sind.“ — Sehr bald nach diesem Unglücksfall langten 6 vornehm ausgestattete Autos mit Offizieren vor dem Lazarett an; der 3. J. hier weilende Generalmajor a. D. Freiherr von Geyl, der die landrätlichen Befugnisse in Vertretung des flüchtig gewordenen Ragniter Landrats ausübte, will in diesen hohen Offizieren die Leiter des russischen Hauptquartiers, darunter auch den eigentlichen Kriegsmacher, Großfürst Nikolajewitsch, erkannt haben und beschreibt letzteren als

„große, schlanke, kräftige Erscheinung mit graumeliertem Vollbart, grauem Paletot, breiten goldenen Achselstücken“. Tatsache ist, daß diese Herren, nachdem ihnen ein in großer Hast ankommender Kosakenoffizier eine sehr wichtige Meldung überbracht hatte, von gewaltigem Schreck ergriffen wurden, schleunigst ihre Karten studierten, eiligst ihre Kraftfahrzeuge wenden ließen und in entgegengesetzter Richtung davonfuhren — Richtung Pilsfallen-Gumbinnen anstatt nach Tilsit. Wie sehr bleibt es zu bedauern, daß feste deutsche Hände sich dieser hohen Gesellschaft nicht dauernd annehmen konnten. Dann wäre vielleicht eine noch günstigere Wendung eingetreten, vorausgesetzt, daß der gefürchtete Kriegsmacher dabei gewesen ist. —

Was die Russenflucht selbst anlangt, so gestaltete sie sich während zweier Tage und Nächte sinnverwirrend und ohrbetäubend, — ein Knarren, Surren und Sausen tausender von Wagen und Wägelchen, Ruhhörnersignale, unartikuliertes Gejohle befehlender Schreihälse, ein Drängen und Rennen auf allen Fahrstraßen, so daß einem angst und bange werden konnte angesichts der Menschenmassen, Pferde, Viehherden, Munitions- und Bagagewagen, Verwundetentransporte und hunderter Autos, — ein Bild unaufhörlich rollender Meereszwoegenmassen, eingetaucht in den klaren Abendhimmel mit seinen leuchtenden Sternen, die trotz Krieg und Grauen friedlich niederschauten auf eine Menschenflut, deren Welle im Begriff war, von dem Gestade unseres arg bedrohten, teuren Heimatlandes zurückzutreten. Daß wir an diesen Tagen nach Möglichkeit die Straßen mieden und lieber aus irgend einem hoch gelegenen Versteck dem Schauspiel zuschauten, war ein Gebot der Klugheit, um durch nichts dem mißgestimmten Feind einen Anlaß zu Gewalttätigkeiten zu geben. Die Truppenabteilungen waren ja auch verschieden geartet; den einen stand der Wunsch im Gesicht geschrieben, bald in die Heimat und in den Schoß der Familie zurückkehren zu dürfen, — andre sahen recht ingrimmig drein und ließen ihr Kraftgefühl und die scharfe Schneide des Säbels an jungen Bäumchen offenbar werden, indem sie ihnen beim Vorübergehen die Spitze abhieben. Im Kirchort selbst kamen glücklicherweise keine

Gewalttätigkeiten an Menschen vor, wohl aber im Dorfe Dpehlischken. Der hier wohnhafte Mühlenbesitzer Ferdinand Nassowik ging, als der Troß hielt, über die Chaussee, um sein Vieh zu versorgen, er soll den Telephondraht der Russen besehen oder angefaßt haben, sogleich war ein Unlaß gewonnen, man knutete ihn jämmerlich durch, schleppte ihn ein Stück mit, band ihn an einen Baum und erschofß ihn trotz allen Bittens. Ebenso wurden ein Bruder des Ermordeten und der Gasthofbesitzer Strasdas von Dpehlischken in rohester Weise zerschlagen; letzterer entging nur mit knapper Not dem Geschick, gleichfalls erschossen zu werden. Uns allen tat das Herz weh, als wir den stillen, ordentlichen M., erst 48 Jahre alt, dessen Familie schon an ihrer Habe schwer gestraft war, ins Grab senkten. — Viele Denkmäler von Schmach und Schande hat der Feind in unseren Grenzbezirken sich errichtet und damit klar bewiesen, daß kulturelles Empfinden und Arbeiten nur mit dem Vergrößerungsglase zu finden ist, — daß hingegen die Mehrzahl in oft geradezu bestialischer Weise ein neues Hunnentum mit Sengen, Brennen, Morden und Schänden erkennen ließ. Die besseren Elemente stammen aus den Ostseeprovinzen, beherrschen meist gut die deutsche Sprache, haben deutsche Kultur in sich aufgenommen und machen den Krieg gegen uns mit innerem Widerstreben mit. Dies hat mir ein Pionier aus Kurland offen gestanden und mich gemahnt, doch die wertvollen Altargeräte in Sicherheit zu bringen, da manche Russen die Hände danach ausstrecken dürften, habe er doch selbst in einer Kirche (Memmersdorf?) die Abendmahlsgeräte vor Diebesfingern retten müssen. Unter anderem meinte er: „Weshalb lassen so viele Russen freiwillig sich einstellen? Doch nur um zu plündern und sich zu bereichern. Er bedauerte (als Lutheraner), nicht mehr Zeit genug gehabt zu haben, zum Heiligen Abendmahl zu gehen, und bat mich, ihm und 40—50 Kameraden im Anschluß an die Kriegsbetstunde in unserer Kirche das Sakrament zu spenden. Wir verabredeten alles, doch es kam nicht dazu, die Russenflucht setzte ein, die zurückflutende Woge führte auch ihn mit sich. — Die letzten Reste der russischen Durchzügler, vor Ermüdung zurück-

gebliebene kleine Trupps Infanterie, erlebten am 12. Sept. in unserm Ort die unangenehme Überraschung, von unseren mit stürmischer Freude begrüßten Patrouillen angetroffen zu werden. Ich befand mich mit meiner Frau und meinem jüngsten Sohn auf der Straße, als etwa 20 in unserer Nähe dahintrottende Russen sich verängstigt umschauten und nach Kräften zu laufen begannen. Sogleich fielen auch Schüsse, es gab Tote, Verwundete und Gefangene. Mit Mühe kamen wir aus der Schußlinie heraus und konnten uns jetzt ganz der lang entbehrten Freude hingeben, deutsche Soldaten wieder bei uns zu haben. In den nächsten Stunden füllten allerlei Truppengattungen, die schon in Belgien blutige Arbeit getan hatten, unseren Ort, sie sahen erst hier den auf der Straße liegenden ersten toten Russen, der sich zur Wehr gesetzt hatte. Sicherlich haben sie bald mehr gefallene Russen gesehen. Es schien, als wollte sich noch am selben Tage bei uns ein Gefecht entwickeln, die Artillerie nahm hinter der Kirche schußbereit Aufstellung, um den dumpfen Tönen, die von Russen herüberklangen, zu antworten. Es wurde uns etwas unbehaglich. Glücklicherweise kam es nicht dazu, es wurden Quartiere bezogen, starke Regengüsse setzten ein und ließen das Gefühl, wenn auch nur für wenige Stunden unter Dach zu sein, als Wohlthat nach überstandenen Strapazen empfinden. Die Verfolgung des Feindes über Silsit, wo am nächsten Tage ein lebhaftes Gefecht stattfand, vollzog sich hernach glatt, und wir dankten von Herzen Gott für die gelungene Befreiung von dem dreiwöchentlichen Druck der Russenplage, die an vielen anderen Orten der Provinz so viel Unheil angerichtet hatte. Die Sonne leuchtete auf einmal heller, die gedrückte Stimmung war verslogen, frohe Hoffnung begleitete jeden an die Arbeit in Haus und Hof, Flur und Feld. Das große Ereignis von Tannenberg machte uns siegesgewiß und zukunftsfroh. Bei aller Sorge um die Angehörigen im Felde, bei allen bisher zu beklagenden Verlusten, Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, namentlich hinsichtlich des mangelhaften Post- und Bahnbetriebes waren es doch herrliche Tage, die wir durchlebten und an denen so viele Erfahrungen ausgetauscht

werden konnten. Leider begannen schon nach wenigen Wochen neue Sorgen die Gemüther zu beunruhigen. Die russische Riesendampfwalze rollte in Gestalt eines Millionenheeres wieder gegen unsere Grenze, es verging wohl kein Tag, an dem nicht aus der Richtung Silsit-Schirwindt-Pillkallen-Gumbinnen, ja einmal sogar vom Wyshlyter See das dumpfe Gebrumm zu hören bekamen. — Die zweite Russeninvasion gelangte freilich nicht so weit wie die erste, doch mußten die Grenzorte der harten Nothwendigkeit neue Opfer bringen: wieder kamen die Flüchtlinge in wirrem Durcheinander von kleinen und großen Wagen, viele derselben waren mit wunderbar aussehenden Plänen überzogen, Flickerdecken und alte Teppiche ließen sich ja dazu gut verwenden, allerlei nötiger Hausrath hing am Wagen. Nun ging's in den Herbst hinein mit seinen kurzen Tagen und teilweise frostigen Nächten. Viel sorgenvoller war der Blick. Aber trotz der Reisegefahren mochte doch keiner zum zweitenmal die Russen daheim empfangen. Wieviel Familienglück ist gerade auf der zweiten Flucht zerstört! Zarte Kinder und kränkelnde Frauen holten sich den Todeskeim. Da kann ich nicht unerwähnt lassen ein Unglück, von dem zwei Töchter kleiner Besitzersleute bei Lasdehnen betroffen wurden. Beim Herannahen der Russen hatte der Vater sich in den nahen Wald geflüchtet, wurde aber ergriffen und mitgeschleppt, es gelang ihm jedoch, trotz der scharfen Augen seiner Peiniger zu entkommen. Die Frau war noch im Hause zurückgeblieben, wurde aber bald mit Gewalt vom Hof gestoßen, so eilte sie ihren vorangehenden Töchtern nach; unter vielen Beängstigungen wurden die drei gezwungen, stundenlang mit den Russen mitzugehen. Endlich wurde ihnen gestattet, in den Wald einzubiegen. Dort fanden sie in einem Dickicht notdürftigen Schutz, sie wechselten mehrmals ihr Versteck. Hier im Walde verbrachten nun die Ärmsten 17 Tage (14. bis 31. Dez.) ohne Nahrung, denn solche mitzunehmen reichte die Zeit nicht aus, die drei lebten allein von Schnee und Wasser, ein Tuch bildete das einzige Schuttdach gegen Kälte, Schnee und Regen, die Köpfe hielten die Kinder zusammengesteckt unter dem Tuch in der Mutter Schoß.

Erst am Silvesterabend wurde diese Elendsgruppe völlig erstarrt und kraftlos von unseren Soldaten aufgefunden, Gott hatte ihnen in höchster Not seinen Rettungsendel gesandt. Alle ihnen liebevoll angebotene Erquickung durch Brot und Schokolade lehnten die Ärmsten ab, das Hungergefühl war geschwunden, nur Durst quälte sie. Am Neujahrstage wurden die Geretteten ins Feldlazarett hier eingeliefert, wo ärztliche Hilfe sich um die Erhaltung der abgefrorenen Füße beider Kinder bemühte, aber vergebens. Nach 3 Wochen wurden ihnen die Füße bis zur halben Wade abgenommen. Noch heute weilen sie im Krankenhause, ein Bild des Jammers, dabei aber doch kindlich froh, noch am Leben erhalten geblieben zu sein. Sie heißen Lina und Berta Holm (11 und 16 Jahre).

Bis in den Februar währte das Messen der gegnerischen Kräfte, ein stellenweises Vordringen des Feindes bis in unmittelbare Nähe des Kirchortes, ein fortwährendes Hangen und Bangen, wie lange man bei aller Kaltblütigkeit und ruhiger Besonnenheit in den eigenen vier Wänden noch werde bleiben dürfen, ein unsicheres Tasten auch bei der eigenen Militärbehörde, die uns schließlich nur raten konnte, nicht zu spät fortzugehen, — dies war die Signatur vom 14. November bis 15. Februar. Kraupischken war ein rechtes Kriegslager geworden; dies bunte und interessante Bild hat sich wohl bei allen unvergeßlich eingepägt. Natürlich brachte die Unterbringung der zahlreichen Truppen (3000 am Kirchort selbst) mitunter unbequeme wirtschaftliche Verschiebungen, abgesehen davon, daß die wertvollen, rassereinen Viehherden und Pferdebestände fast bis auf den Rest schon früher verschwunden waren. In der Einquartierungszeit hieß es für jeden Wohnungsinhaber persönlich Opfer bringen, mit wenig sich begnügen, die eigenen Vorräte, die bis zum Sommer ausreichen sollten, preiszugeben, um die hungernden, frierenden und oft so ermatteten Soldaten versorgen zu helfen. Die Strapazen der durchziehenden Truppen waren zeitweise erheblich; den Braven aus dem Westen und Süden Deutschlands mußte Ostpreußen bei der plötzlich im Februar einsetzenden Kälte mit Schneege-

stößer wohl wie sibirisches Gelände vorkommen. Aber das Ergebnis solcher Anstrengungen war herrlich. Die Russen liefen leider zu schnell; sie waren unserer lieben Heimat zum zweitenmal auf den Fersen gewesen.

Ich eile zum Schluß meiner Kriegserlebnisse, wie-wohl noch so manches im einzelnen erwähnt werden könnte, so z. B. daß ich in der Landrat-, Amtsvorsteher-, Gemeindevorsteher-, Glöcknerlosen Zeit neben meinem Amt noch mehrfach in Anspruch genommen wurde, um dazu beizutragen, daß alles ordentlich zugehe auch in der politischen Gemeinde. Als Kuriosum erwähne ich: Als ich in Gemeinschaft mit meinem Organisten einmal zum Gottesdienst läutete, erschrakten wir über dem starken Nebenton oben im Turm, Ziegelstücke stürzten mit Donnergepolter hinab, — wir hatten dem Glockenstrang zu arg zugesetzt, um die wimmernden Glockentöne in Harmonie zu bringen!! — — Derartige Zeiten gemeinsamer Bangigkeit bieten die beste Gelegenheit, allen alles zu sein, und ich danke Gott für alle Gnade, die er meiner lieben Gemeinde geschenkt hat, auch in trüben Tagen nicht zu verzagen und alle Hoffnung auf ihn, den höchsten Schutzherrn, zu setzen. Seelsorgerische Tätigkeit in der Gemeinde, im Feldlazarett, Krankentröstungen und Aufrichtung von Leidtragungen, — das alles gewinnt ein tieferes Gepräge in solcher Zeit, die vor allem zur Selbstbesinnung führt und nicht bloß zur Betätigung nach außen. Welche Weihestunden waren die wöchentlich dreimal gehaltenen Kriegsbetstunden, die Weihnachtsfeiern in der Kirche, im Lazarett, im eigenen Hause, im Verein mit Soldaten, die Silvesterandacht, die Kaisergeburtstagsfeier mit voller Entfaltung militärischen Gepränges! Aber allem leuchtete der Zuspruch von oben: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen,“ und zu allem trat das Bekenntnis des Glaubens: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Unser Gebet aber bleibt: O Herr, mach uns frei! beschere uns einen ehrenvollen, wohlverdienten Frieden nach sieghaftem Kampf! Sei unserem Volke gnädig! Jedem einzelnen aber, von dem der Weltkrieg schwere persönliche Opfer gefordert hat oder noch fordern wird, rufe ich zur Stärkung zu:

„Wenn dich die Wellen der Trübsal umgrauen,
Heb zu den Sternen den sinkenden Mut!
Hege nur tiefes und festes Vertrauen!
Gott wendet alles den Seinen noch gut.“
